

Nr. 220. Bromberg, den 24. September 1930.

Der Hohlofenbauer.

Roman von Gustav Schröer.

(22. Fortsetzung.) ———

Zwei Tage vergingen, Tage, in denen jedes die starke Spannung spürte, die über dem Hause des Bankiers lag. Der Herr schrie zuweilen bei den Auseinandersetzungen mit seiner Frau, daß es keines Horchens bedurfte, um zu wissen, daß schwere Sorgen die Einigkeit hinausgejagt hatten. Frau Werner war eine stille Frau. Sie hatte den Mann lieb, hätte fraglos ihr ganzes Vermögen geopfert, wäre ihr Vater nicht dazwischengetreten.

„Rudolf", sagte das Hausmädchen am Morgen wispernd zu Rudolf Korn, „es steht auf der Kippe."

„Dummes Zeug, Marie. Wenn das wäre, dann würde er doch zuerst das Zeug verkaufen, das hier herumsteht und hängt, meinetwegen auch das Haus und die Pferde."

Sie schüttelte den Kopf. „Wie denken Sie sich das denn eigentlich? Erstens gehört das meiste der Frau, zweitens wäre es ein Tropfen auf einen heißen Stein. — Sie sind komisch, Rudolf. Unsereins weiß mit neunzehn Jahren mehr, als Sie mit siebenundzwanzig. Dabei sind Sie ein Mann. Passen Sie auf: Sie müssen heute die gnädige Frau zu ihrem Vater fahren. Sie wird die Kinder mitnehmen. Der Herr hat sie noch einmal breitgeschlagen. Das ist der letzte Versuch, und wenn der fehlschlägt, dann . . . Aber nichts verraten, Rudolf, ja nicht. Die gnädige Frau tut mir ja in der Seele leid."

„Abwarten, Marie. Vielleicht haben Sie — falsch gehört."

„Ich habe überhaupt nichts gehört, aber ich weiß." Weg war sie und schlug die Tür hinter sich zu.

Und es geschah, was die Kluge vermutet. Um neun fuhr Rudolf den Bankier nach der Bank. Als er zurückkehrte, wartete seine Herrin auf ihn, die Kinder an den Händen. „Spannen Sie nicht erst aus, Rudolf. Sie sollen mich zu meinem Vater fahren. Wenn wir ihn nicht mehr im Hause treffen, müssen wir nach dem Werke."

Der alte Herr Schmidt war schon seit über einer Stunde von daheim fort. Rudolf mußte nach der Eisengießerei fahren. Er war nie da draußen gewesen. Das ungeheure, hin- und herflutende Leben auf dem Werke betäubte ihn. Wohl stellte er vergleichend fest, daß in der Grube nicht weniger, sondern wahrscheinlich noch sehr viel mehr Menschen beschäftigt gewesen waren, und doch wirkte das Werk gewaltiger. Abgesehen davon, daß sich alles im Lichte des Tages abspielte, es war zusammengeballter und vielseitiger. Die Arbeit war einer ungeheuren Brandung gleich, aus der herauf einzelne Stimmen als Kreischen, Hämmern, Stöhnen, Rollen brachen. Es herrschte nicht die dumpfe, drohende Stille der Grube, die Arbeit schrie ihr Lied, und das kam nicht daher in einzelnen Tönen, das brauste auf als ein einziger gewaltiger Akkord.

Rudolf war, indes die Pferde wartend vor der Tür standen, beobachtend hin- und hergegangen. Mit welcher Leichtigkeit die mächtigen Kräne die Lasten emporhoben, drehten, beförderten, sinken ließen. Aus einem düsteren Gebäude glotzten glühende Augen. Da standen die Schmelzöfen und, wie in der Grube, hantierten da Männer mit entblößtem Oberleib. Dem Beobachtenden aber schien es, als seien diese Männer stärker als die Bergleute, stärker in ihren Leistungen und in ihren Forderungen. Ihre Gesichter waren trotzig und hart und ohne die besinnliche Linie, die das Leben tief drunten in der Erde in jedes Antlitz zeichnet.

Als er sich wandte, sah er Frau Werner aus dem Hause treten. Der Großvater führte die Kinder. Rudolf war mit ein paar raschen Schritten am Wagen und lüftete die Mütze vor dem alten Herrn.

Der erwiderte den Gruß, aber sein Gesicht war tief ernst, beinahe traurig.

„Auf Wiedersehen, Elisabeth." Er reichte der Tochter die Hand.

„Wiedersehen, Kinder."

Der Wagen fuhr vom Werke. Rudolf mußte den Weg über die Bank nehmen. Frau Werner stieg aus, kehrte aber nach kurzer Zeit, noch bleicher im Gesicht, als sie in das Haus gegangen war, zurück.

Der dumpfe Druck auf dem Hause ward immer stärker. Es gab keine laute Auseinandersetzung mehr. Selbst Marie wußte nichts zu berichten, und Rudolf hatte nicht nötig, sie zu bitten, die Zuträgerei zu lassen.

Das allzeit heitere Mädel hatte rotgeweinte Augen, schämte sich und sah an Rudolf vorüber, wenn sie einander über den Weg liefen. Die Tage schlenderten langsam dahin und wuchsen dem jungen Hohlöfner ins Endlose. Er machte sich da zu schaffen und dort, hatte sich sogar von Grete Frieders das Buch geholt, das sein Freund so gern gehabt, und hatte es gelesen. Die Heiteretei gefiel ihm. Er lächelte oft vor sich hin und stellte Vergleiche an. „So wäre das Mariele auch gewesen, das hätte sie gerade so gesagt, und der Heiteretei fehlen, wie es scheint, bloß die langen Zöpfe, dann wäre sie auf und ab das Mariele."

Als er gegen Abend in die Küche kam, reichte ihm Marie einen Brief. Die Mutter schrieb, übermorgen wolle sie kommen. Sie würde um dreiviertel zehn auf dem Bahnhofe eintreffen. Das paßte Rudolf. Um die Zeit war er frei. Er konnte sie abholen, aber er mußte Grete Frieders Nachricht geben, damit die auch daheim war. Das tat er, aber er hielt sich nicht auf.

*

Harrend stand Rudolf Korn auf dem Bahnsteig. Der Zug fuhr ein, und — da war die Mutter, breit, gesund, lachend. Sie trug eine schwere Reisetasche.

„Guten Tag, Mutter."

„Tag, Rudolf. Da bist du ja. Hätt mich schon durchgefunden zu der Frau, wenn du nit hättest abkommen können."

„Gib die Tasche her, Mutter."

„Die ist schwer. Deine Wäsche ist drin und was zu essen. Sie lassen alle schön grüßen, der Vater und das

Mariele und der Lehrer und Verteles Mutter und der Schmied."

„Das ist ja bald das ganze Dorf."

„Ja. Könnte gern noch ein paar herzählen. Nimm's für die andern gleich mit. — Du liebe Zeit, ist das ein Leben! Da getraut man sich ja nit über die Straße."

„Ist auch nit ganz ungefährlich. Komm nur, ich führe dich. — So, da wären wir schon auf der richtigen Seite. Es ist nit weit zu Grete Frieders. Wir brauchen nit erst zu fahren."

„Aber freilich laufen wir. Wir werden doch nit unnütz Geld ausgeben."

„Das wäre nit teuer. Kostet nur einen Groschen."

„Und dafür kann man fahren, wohin man will?"

„Dafür kannst du eine Stunde lang fahren."

„Ist nit zu glauben! Das ist freilich kommod. Rudolf, du siehst nit gut aus. Bist du krank?"

„Nein, Mutter, ich bin gesund, aber unser Herr hat sich die Nacht erschossen."

Die Hohlöfnerin schrie auf. „Er—schossen?"

„Nit so laut, Mutter. Komm nur weiter. Ja, erschossen. Seine Frau hat ihn heute früh tot vor dem Schreibtisch gefunden."

„Sind denn Kinder da?"

„Ja, zwei."

„Da muß sich der Mann ins Grab hinein schämen, daß er den Kindern das angetan hat."

„Darüber denkt man hier anders."

„Da ist gar nix zu denken. Mensch ist Mensch, ob in der Stadt oder auf dem Dorfe. Der Herrgott ist überall, und jeder Vater hat an seine Kinder zu denken, damit sie nit zeitlebens mit einem Flecken auf ihrem Namen herumlaufen müssen. Warum hat er denn das gemacht?"

„Er soll schwere Verluste im Geschäft gehabt haben."

„Du meine Zeit, hätte er halt wieder von vorn angefangen." Sie schüttelte den Kopf. „Wie kann sich ein Mensch das Leben nehmen! Alles ist wieder gutzumachen, aber das nit. — Was wird denn nun mit dir?"

„Darüber wollte ich eben reden. Die Frau hat mir sagen lassen, ich solle um elf zu ihr kommen. Da wird ihr Vater da sein. Es tut mir leid, Mutter, daß ich euch eine Weile allein lassen muß."

„Da ist nix leid zu tun. Mach du nur deine Sachen. Die gehen vor. Ich fahre erst morgen wieder fort. — Nun hast du doch fürs erste keinen Posten?"

„Nein, vorläufig nit, aber es wird sich schon wieder etwas finden."

„Dummes Zeug, Rudolf. Hört auf mit euren Dummheiten, ihr zwei Dickköpfe. Komm heim."

„Noch nit, Mutter. Nun habe ich erst Appetit gekriegt."

Und der auf daheim vergeht dir?"

„Nein, der wird Hunger."

„So. Darüber müssen wir mehr reden."

„Da wohnt Grete Frieders."

Die Hohlöfnerein sah an dem himmelhohen Hause hinauf.

„Wieviel Leute wohnen da eigentlich?"

„Ich weiß nit, aber hundert werden das wohl sein."

„Du bist nit gescheit! Das ist ja das halbe Dorf."

„Es gibt Häuser, in denen mehr wohnen als in ganz Schönbach."

„Hör auf! Wenn ich das nit mit eigenen Augen sähe, tät ich's nit glauben."

Sie stiegen die Treppe hinauf, und Korns Mutter blieb öfters stehen. „Ach du lieber Gott, du lieber Gott! Immer noch höher?"

„Bis unter das Dach."

„Rudolf!"

„Dafür ist's oben um so hübscher."

„Junge, hübsch kann **das** nit sein!"

Grete Frieders stand schon wartend vor der Tür, hörte die zwei sprechen und lächelte.

Sie ging der Hohlöfnerin mit ausgestreckter Hand entgegen.

„Guten Tag, Frau Korn."

„Guten Tag und schönen Dank, daß Sie mich aufnehmen. Werde Ihnen doch auch nit zuviel?"

„Gar nicht. Ich freue mich, daß Sie zu mir kommen. Rudolf hat mir schon so viel erzählt."

„Was ist denn von mir groß zu erzählen? Ich komme vom Dorfe."

Grete Frieders hielt ihre Hand fest und sah ihr hellen Auges in das gute Gesicht. „Kommen Sie nur, Frau Korn, mein Mädelchen wartet auch schon auf Sie."

Die Hohlöfnerin nahm das Kind auf den Arm. „Du kleines Dingelchen. — Fragt sie nit manchmal nach dem Vater?"

„Das tut sie, aber sie weiß ja, wo er ist."

„Im Himmel, gelt, du kleines Herzblatt. — Ach, lieber Gott, ist das eine Welt! Nun hat sich auch noch dem Rudolf sein Herr erschossen."

Frau Grete wußte es schon. „Es soll schlecht mit ihm gestanden haben", sagte sie.

Die Bäuerin ließ keine Entschuldigung gelten.

Rudolf sah nach der Uhr. „Mutter, ich muß jetzt gehen. Es wird nit lange dauern, dann bin ich wieder da."

„Geh nur, Rudolf. Wir erzählen uns derweile."

Als er die Tür hinter sich geschlossen, nahm die Hohlöfnerin Frau Gretes Hand. „Sie gefallen mir. Ich muß das immer sagen, wie ich's meine. Sie gefallen mir, und ich danke Ihnen, daß Sie den Jungen so aufgenommen haben. Da hat er doch wenigstens ein bissel ein Zuhause."

„Und ich habe einen Menschen, mit dem ich wie mit einem Bruder reden kann."

Minna Korn nickte und berichtete, wie sie und ihr Mann die kurze Nachricht in der Zeitung gelesen und wie sie versucht hätten, sie voreinander zu verbergen.

„Das hat uns in der Seele leid getan", fuhr sie fort. „So jung, und Sie haben so gut miteinander gelebt."

„Frau Korn, wir leben noch miteinander und werden immer miteinander leben."

„Na ja, aber . . . Man begreift den Herrgott manchmal nit."

„Den begreift man überhaupt niemals, und begriffe man ihn, dann wäre er nicht mehr der Herrgott."

„Das möchte ich doch nit sagen. Ich muß mir das anders zurechtlegen."

„Dafür leben Sie mitten zwischen Feldern und Wiesen, ich in der Stadt."

„Aber der Herrgott ist doch überall derselbe."

„Der Herrgott ja, aber die Menschen stellen sich anders zu ihm ein. Denken Sie doch, unsere Stadt hat etwa dreihunderttausend Einwohner. Von denen leben vielleicht dreißig bis vierzig Tausend so, daß sie die Erde noch unter sich fühlen und sich selber noch wichtig und ernsthaft nehmen als Herren dieser ihrer Erde. Hunderttausend nehmen **sich** noch wichtig und ernsthaft, aber nicht mehr die Erde, und die andern nehmen **weder** sich noch die Erde ernsthaft und wichtig."

Minna Korn saß der klugen jungen Frau mit ernsten Augen gegenüber. „Sich nit mehr und die Erde nit mehr", sagte sie traurig. „Was machen die?"

„Sie leben."

„Das ist kein Leben!"

„Nein, das ist es nicht, und es sind arme, arme Leute, die in **den** Schuhen stecken."

„Aber mit Geld hat das nix zu tun."

„Nein, das liegt jenseits davon. Das sind die armen Menschen, die sich selber nichts weiter mehr sind als Nummern. — Wir, mein Mann und ich, gehörten zu denen, die sich noch ernst und wichtig nahmen und auch die Erde so wichtig nahmen, daß sie zu ihr zurück wollten. — Ich weiß, Rudolf hat sich gewundert, daß ich bei dem Tode meines Mannes keine Tränen hatte."

„Daran hängt's nit", fiel die Hohlöfnerin ein, „und gerade das tut am meisten weh, wenn man nit flennen kann."

Grete Frieders schüttelte den Kopf. „Das war es aber nicht, Frau Korn. Es war etwas anderes."

„Das möcht ich wissen."

„Es sagt sich schwer. Etwa so war es: Das Leben schlägt nach rechts und links, und wen es trifft, den trifft es."

„Geschieht nix ohne den Herrgott."

„Wenn halt der Herrgott und das Leben dasselbe sind."

„Doch nit anders, junge Frau."

Grete Frieders nickte. „Es ist nur viel schwerer, das zwischen den Eisenhämmern, den Gießöfen, den Maschinen

oder drunten in der Grube zu erkennen, als zwischen den stillen Wäldern und Bergen, wo alles zum Himmel weist. — Das Leben schlägt rechts und links, — mein Mann und ich haben oft genug davon geredet, — aber es bleibt nicht stehen, nicht, wenn einer stirbt, nicht, wenn hundert umkommen, nicht, wenn eine Million fallen würde. Frau Korn, da lernt der ernsthafte Mensch zweierlei: Er stellt sich immer auf das Abschiednehmen ein und nimmt jeden neuen Tag, der ihm wird, um so dankbarer, und er stellt sich anders zu dem Herrgott, der grausam und ganz und gar unbegreiflich wäre, wenn er den einzelnen Menschen wichtig nehmen sollte. Was macht es für ihn aus, ob einer dreißig oder siebzig Jahre wird? — Ob Sie mich begreifen, weiß ich nicht. Mein Mann und ich waren darin einig. Er hätte, wenn ich gestorben wäre, nicht anders um mich getrauert, als ich um ihn trauere, still, ohne Tränen, aber treu und tapfer. Ich — werde nie wieder heiraten."

(Fortsetzung folgt.)

Haupttreffer, die Unglück bringen.

Wenn man aufgeregt ist. — Ein Brandstifter gewinnt das große Los. — Die treulose Braut. — Die falsche Nummer.

Große Lotteriegewinne, der sagenhafte Haupttreffer, reizen immer die Phantasie der Menschen. Das große Los zu gewinnen ist der Wunschtraum von Millionen und Abermillionen, die Sehnsucht aller derer, die nicht gerade mit Glücksgütern gesegnet sind. Aber einen Haupttreffer zu machen, bedeutet nicht immer Glück. Es sind Umstände möglich, unter denen aus dem unerwarteten Glück ein ebenso unerwartetes Unglück wird, und die bedauernswerten Opfer, vor den Trümmern stehend, den Tag zurücksehnen, an welchem sie noch nicht reich waren.

Voriges Jahr ereignete sich im Rheinland solch ein tragischer Fall. Ein kleiner Angestellter gewann 100 000 Mark. Der Glückspilz, der gerade in einem kleinen Dorf weilte, erfuhr dies aus der Zeitung. Er wollte seinem Glück zuerst nicht trauen und beschloß, sofort nach Mainz zu seinem Lotterieeinnehmer zu gehen und sich dort aus der amtlichen Ziehungsliste von der richtigen Wiedergabe der Nummer zu überzeugen. Aber er hatte nicht soviel Geld bei sich, um mit der Eisenbahn fahren zu können. Er schwang sich also auf sein Fahrrad und fuhr gen Mainz.

Während der Fahrt schwebten ihm herrliche Zukunftsträume vor. Er sah sein zukünftiges Leben vor sich, sah seine kühnsten Träume verwirklicht und war glücklich, überglücklich. In seiner Aufregung achtete er aber nicht auf den Weg. Er wollte nur so schnell wie möglich bei dem Lotterieeinnehmer sein. Und so kam es, daß er kurz vor Mainz mit einem Auto zusammenstieß. Er starb einige Stunden darauf. Der Lotteriegewinn brachte ihm Unglück.

Vor zwei Jahren lebte in Budapest ein kleiner Geschäftsmann, der zugleich auch ein Häuschen besaß. Das Geschäft ging sehr schlecht, und Gustav N., als er sah, daß er vor dem Nichts stand, entschloß sich, durch einen Versicherungsbetrug seine Lage zu verbessern. Er versicherte also sein Geschäft und sein Häuschen gegen Feuer und wurde dann selber zum Brandstifter. Er hoffte auf diese Weise mit dem Ertrag der Versicherung sich eine neue Existenz aufbauen zu können.

Aber es kam anders, ganz anders. Das Feuer wurde noch rechtzeitig entdeckt und gelöscht. Man stellte fest, daß hier eine Brandstiftung vorlag, und Gustav N. als der mutmaßliche Täter wurde verhaftet. Unter der Wucht der Beweise gestand auch der Kaufmann das Verbrechen ein und erwartete im Untersuchungsgefängnis, ergeben in sein Schicksal, das Urteil.

Der Tag der Verhandlung war da. Gustav N. erhielt zwei Jahre Zuchthaus und war zufrieden. Er hatte ja von dem Leben ohnehin nichts mehr zu erwarten. Aber am nächsten Tage wurde die 500 000 Pengö-Prämie der ungarischen Klassenlotterie gezogen. Sie fiel auf die Nummer 88 970. Ein Viertellos dieser Nummer war aber im Besitze des Zuchthäuslers. Gustav N. wurde von dem großen Glück verständigt. Aber das Verhängnis nahm seinen Lauf. Als bettelarmer, ruinierter Mensch konnte er es noch ertragen, zwei Jahre im Zuchthaus zu verbringen. Im Besitze von 100 000 Pengö in einer kleinen Zelle zu schmachten, war ihm unerträglich. Er beging Selbstmord.

Das große Los kann aber auch anderes Unheil stiften. In Wien gewann eines Tages ein sehr schönes, aber sehr armes Mädchen den Haupttreffer. Das Mädchen war verlobt. Ihr Bräutigam, ein ebenfalls armer Mann, ein Elektromonteur, liebte seine Braut aufrichtig. Auch Grete liebte ihn. Aber als sie soviel Geld besaß, schien ihr die Ehe unmöglich. Sie gab daher Ludwig den Laufpaß und reiste mit ihrer Mutter an die Riviera. Dort erfuhr sie dann, daß der Elektrotechniker aus Gram über die Trennung Selbstmord begangen habe. Nun erwachte in Grete wieder die alte Liebe. Sie fühlte, daß ohne Ludwig das Leben unmöglich sei und verübte auch Selbstmord.

Aber auch ein nicht gewonnener Haupttreffer kann Unglück bringen. Es handelt sich um den Haupttreffer der Londoner Derby-Lotterie. Die offizielle Londoner Telegraphen-Agentur meldete am Tage der Ziehung in einer Depesche nach Bombay die Gewinnummer. Ein einfacher Arbeiter, der sich vor einem halben Jahr ein Los kaufte, stellte mit großer Befriedigung fest, daß er 130 000 Pfund gewonnen hatte. Er fühlte sich also als Millionär, kündigte sofort seine Stellung in der Fabrik, kaufte sich ein kleines Häuschen und richtete es sehr vornehm ein.

Drei Tage dauerte die Herrlichkeit. Dann kam aus London ein neues Telegramm, in welchem mitgeteilt wurde, daß man die Gewinnummer versehentlich falsch aufgegeben hatte. Der Arbeiter fiel nun aus allen Wolken. Seine Lieferanten erschienen bei ihm und verlangten ihre Ware zurück. Und jetzt steht der Drei-Tage-Millionär stellungslos, ohne Obdach und Brot, auf der Straße.

Natürlich bringen Haupttreffer oft auch Glück. So geschah es voriges Jahr in Deutschland, daß bei einem kleinen Wirtshausbesitzer in einem kleinen Dorfe der Gerichtsvollzieher erschien, um zu pfänden. Der Gerichtsvollzieher hatte gerade mit seiner Arbeit begonnen, als ein anderer Mann kam und dem verzweifelten Wirtshausbesitzer mitteilte, daß er das große Los gewonnen habe. Aus der Pfändung wurde natürlich nichts, und der Gerichtsvollzieher ließ einen überglücklichen Menschen zurück.

Die Statue.

Skizze von Sepp Bauer.

Adamene muß wundervoll schön gewesen sein.

Und doch haben diese Hände den Sonnenpriester erwürgt. Der Papyrus erzählt davon. Adamene war dem Schutze des Priesters anvertraut worden, zur Sicherheit vor dem drängenden Echerib, der sie umwarb, der den Schützer bestechen konnte, damit sich ihm die Tür des sichernden Hauses in der Nacht öffnete. Der Papyrus erzählt davon. Daß wieder in einer Nacht sich die Tür zum Gemach des Priesters öffnete, daß Adamene den Schurken im Schlaf erwürgte. Daß sie im Leid zur Zeit der blühendsten Jugend starb.

Diese Hände sollen es getan haben?

Professor Mahlenapp erzählte dem späten Besucher die Geschichte wie im Traum. Seine Hände tasteten die Statuette ab. Diese Hände?

Der feine elfenbeinfarbene Stein mit der heute noch frischen Bemalung war sicher ein getreues Abbild des Modells, der schönen Adamene. Der Schöpfer des Bildwerks mußte ein Künstler gewesen sein, der das Leben festgehalten hatte. Das Gesicht war Adel. Es mochte nur in dem kalten Stein ein wenig hart wirken, und doch lebte die Statuette. Die Hände waren an die zarte Figur angelegt, die Finger offen, ungezwungen gestreckt. Nichts deutete darauf hin, daß sich die Hand zu solcher Grausamkeit schließen könnte.

„Sie können noch zwanzig und dreißig Jahre leben, Herr Professor. Was haben Sie davon, wenn Sie die Statuette für glückliche Erben aufgewahren und selber dabei hungern? Sie kennen mein Angebot."

Nein, er wollte sie nicht hergeben. Die Hände blieben im Abtasten an den schmalen Händen der Figur haften. Der alte Mann zitterte. „Vierzig Jahre habe ich die

Statue nun. Damals beneidete mich die ganze Welt, als der junge, fast noch unbekannte Doktor Mahlenapp die Figur fand und behalten durfte. Und ich war so stolz, eifersüchtig auf den kleinen Besitz. Seit der Zeit haben Museen und private Sammler mich gepeinigt — jeden Tag. Ich gebe sie nicht von mir. Wenn ich einmal tot bin . . ."

Die brüchige Stimme fiel von selber ab. Der Alte saß da, mit matten Augen, in denen sich das Licht der Lampe kaum noch spiegelte. Irgendwo schlug ein Gong zwölf Uhr.

War der Schlaf über ihn gekommen? Der Besucher nahm behutsam die Figur vom Tisch. Und genau so zärtlich wie der Alte eben strich er über die feinen Hände. Nur war in diesem Manne noch Leidenschaft, ein unbesiegbares Besitzwollen. Mit stieren Augen betrachtete er das Figürchen, von dem die Zeitungen der ganzen Welt schon geschrieben hatten. Wenn morgen in der Tagespost zu lesen stand: „Robert Lisly hat die Adamene gekauft, die bisher im Besitz des weltbekannten Ägyptologen Professor Doktor Mahlenapp gewesen ist. Als Kaufpreis wird die runde Summe von zwei Millionen Dollar genannt . . ." Wenn man das morgen las, dann— —!

Der Besucher besah den müden Mann. Das graue Haar hing wirr in die hohe Stirn herein, das Gesicht war ausgehöhlt von der Not. Der Mann hatte im Reichtum seinen Liebhabereien gelebt, und nun fraß seit Jahren die Not an den Rockärmeln, daß sie langsam ausfransten. Und der Spirituskocher dort in der Ecke erzählte mit seinem Summen von dem kärglichen Essen, das sich der arme Alte für den Erlös verkaufter Erinnerungsstücke und Bücher noch bereiten konnte.

Mahlenapp wachte aus seinen stieren Träumen auf. Er hatte auch die weinerliche Melodie des Kochers gehört. Wenn Kinder in Wintertagen an den Straßenecken stehen und im Heulen des Windes um ein Stück Brot betteln, dann klingt es auch so verweht um die Straßenecken wie das Lied vom Samowar.

Der Alte starrte die Figur mit seinen leeren Augen an. Robert Lisly war der Mann, dem er noch am ehesten sein edelstes Stück Besitz geben wollte. Und doch sagte er: „Nein." Der Samowar summte, der Besucher redete dumpf immerzu auf den Professor ein.

Als es zwei Uhr schlug, nickte der Alte zu Lislys Vorschlag. Einen Scheck solle er ausschreiben. Nicht jetzt, nicht heute! Morgen vielleicht oder irgend wann. Wenn der Käufer heute sein Geld hingab, mußte der Professor die Figur darangeben. Nein! Eine Nacht lang, einen Vormittag noch wollte er sie behalten. Der Verkauf sei rechtskräftig, ja, unbedingt. Na, wenn er unbedingt wollte, könne er den Scheck auch gleich ausschreiben. Aber eine Nacht noch, einen Vormittag noch —

Der Besucher schrieb und nickte zum übrigen.

Auf dem alten Rauchtischlein stand die Figur. So hatte der Besucher, der Käufer, sie stehen lassen. Mahlenapp nahm sie wieder und wieder in die Hand und streichelte an den feinen Händen nieder. Verkauft! Weg gegeben aus dem Schutz, unter dem sie bislang gestanden. Er war so müde. Jetzt wollte er schlafen, lange schlafen, und am Morgen nicht mehr wissen, daß er um des Geldes willen — —

Die Hände streichelten immer noch mechanisch die Hände der Figur. Der Alte schlief bereits.

Und träumte.

Das Gongwerk sagte: drei Uhr.

Und der Professor lag auf dem morschen Lehnstuhl. Schlafend, die Statuette in den Armen, die Hände streichelnd. Der Traum klang leise an und wurde dann sehr laut. Das Statuettchen wurde zur Statue, bekam Leben und machte sich vom wehrenden Arm des Schlafenden frei. Jetzt war der Blick der übermalten Augen wieder so hart, wie der Mann ihn je gekannt. Es sprach Haß daraus, ein so tiefer Haß, wie er nur der schwärzesten Schandtat gelten kann.

Der Alte wand sich auf seinem Liegestuhl. Die schöne Adamene wand sich wie schmeichelnd an ihm empor, die Hände, diese zarten Hände! Sie faßten nach der Kehle des Mannes, der nicht rückwärts ausweichen konnte. Der Blick der Augen war ganz Stein und die Statuette groß, lebensgroß geworden in dem neuen Leben.

Der Alte gröhlte im Schlaf auf, es wurde ein unterdrückter Schrei, der sich zu einem furchtbaren tierischen Laut der letzten Todesangst zuspitzte. Die feinen Hände waren groß, sie griffen nach ihm —

Nach hinten stürzte er weg. Tief irgendwo hinab. Aber die Hände der schönen Adamene hatten ihn wieder, jetzt drückten sie gegen seine Kehle, der Griff schloß sich enger und enger . . . .

Die Presse brachte die Nachricht vom Ableben des berühmten Ägyptologen und erzählte, daß man in der Nacht nach dem Verkauf der Figur den alten Mahlenapp gefunden habe, am Boden liegend. Und die Statuette habe an seinem Halse gelegen.

Freilich, es sei ja auch das Rauchtischchen umgekippt.

Bunte Chronik



*** Theater-Dienst am Zuschauer.** In London ist ein neues Theater, das Cambridge-Theater eröffnet worden, dessen Innenausstattung den Besuchern jede erdenkliche Bequemlichkeit bietet. Die Sitze sind Armsessel und machen ihrem ursprünglichen Namen Fauteuilles wieder Ehre. Außerdem haben sie eine bewegliche Rückenlehne, an die man sich ganz nach Wunsch und Behagen anlehnen kann. In jeder Reihe sind kleine elektrische Lämpchen angebracht, bei deren Schein man, ohne den Nachbarn zu stören, das Programm lesen kann, wenn das Haus verdunkelt wird. Die Gänge sind breit; für Nachzügler sind besondere Einrichtungen getroffen. Der Grund für die Sorgfalt bei der Ausstattung des Theaters ist in der Erkenntnis zu suchen, daß die Bühnenhäuser auch in bezug auf die Bequemlichkeit mit den Kinos Schritt halten müssen. Praktiker haben erklärt, daß das Abwandern des großen Publikums vom Theater zum Kino vielfach darauf beruhe, daß in den veralteten Bühnenhäusern jeglicher Komfort fehle. Für wenig Geld erhält man im modernen Lichtspielhaus einen guten und bequemen Platz mit guter Aussicht auf die Leinwand. Die Temperatur wird genauestens kontrolliert, im Sommer findet man Kühlung, im Winter angenehme Wärme. Dagegen gibt es noch viele Theater, die nur harte Holzplätze haben. Die Luft ist nicht immer die beste, und wegen der Enge der Bankreihen verursachen verspätete Besucher peinlichste Störungen. Nun will auch das Theater zum Dienst an seinen Kunden — den Zuschauern — übergehen.

*** Der Scheck des Prinzen von Wales.** Als der Prinz von Wales seiner Gewohnheit getreu, neulich abends in einem vornehmen Londoner Hotel speiste und tanzte, gab er, als man ihm die Rechnung vorlegte, dem Kellner einen Scheck über fünf Pfund Sterling. Auf diesen Augenblick schien ein Amerikaner, der am Nebentisch saß und während des ganzen Abends den Prinzen unverwandt beobachtet hatte, gewartet zu haben. Kaum war der Thronerbe verschwunden, als sich der Yankee auf den Kellner stürzte und ihm fünfzig Pfund für den Scheck bot. Als man ihm bedeutete, daß dieses Angebot nicht angenommen werden könnte, weil der Scheck unverkäuflich sei, wollte er 100 Pfund Sterling für diese „Seltenheit" ausgeben. Der Hotelbesitzer mußte persönlich eingreifen, um dem Gast klarzumachen, daß es nicht üblich sei, Schecks von Hotelbesuchern weiterzuveräußern. In dieser Hinsicht werde ohne Rücksicht auf Name und Stand verfahren. Der betrübte Amerikaner mußte sich damit abfinden, daß seiner Sammelwut Grenzen gesetzt waren.

Lustige Rundschau



*** Der Kenner.** Pummel ist über nichts auf der Welt erstaunt, sein höchster Grundsatz ist das horazische „Nil admirari". — Sein wissensdurstiger Freund erzählte ihm, er habe irgendeine tropische Grasart in tausendfacher Vergrößerung gesehen; die Halmränder seien so scharf, daß man sich damit den Finger durchschneiden könne. — Pummel lacht verächtlich: „Aber guter Mann, das können Se doch mit dem nächstbesten Rasiermesser auch!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg